Nr. 573. Morgenausgabe. Erstes Blatt. Sonntag, 7. Dezember 1913.

Königsberger Hartungsche Zeitung.

Die „Königsberger Hartungsche Zeitung“ erscheint täglich in einer Abend- und einer Morgenausgabe, insgesamt wöchentlich zwölf Mal. — Bezugspreis für Königsberg: Vierteljährlich 3 Mark, frei Haus 3,50 Mark; monatlich 1 Mark, frei Haus 1,20 Mark. — Bei der Post: Vierteljährlich 3,75 Mark, monatlich 1,25 Mark (ohne Bestellgeld).
Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5

Gründungsjahr der Hartungschen Druckerei (weiland Reußner): 1640.

Anzeigen werden in der Expedition Münchenhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbureaus hier und auswärts entgegengenommen und kosten für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., für Inserenten außerhalb der Provinz Ostpreußen 30 Pfg. (Arbeitsmarkt und Wohnungsanzeiger 15 Pfg.) Reklamen 75 Pfg. Das Beleg-Exemplar kostet 10 Pfg.
Fernsprechnummern: Redaktion 1011 Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.

Preisausschreiben.

Die „Königsberger Hartungsche Zeitung“ setzt hiermit einen

Preis von tausend Mark auf einen ostpreußischen Roman.

Die Veröffentlichung soll am 1. Januar 1915 in der „Hartungschen Zeitung“ beginnen. Die Verfasser sind gebeten, ihre Arbeiten bis zum 1. Dezember 1914 an die Redaktion gelangen zu lassen.

Die Handlung des Romans soll womöglich Königsberg zum Mittelpunkt haben, jedenfalls unsere ostpreußische Heimat zum Schauplatz.

Bevorzugt wird ein Roman aus dem Gegenwartsleben. Indessen sind auch geschichtliche Stoffe nicht ausgeschlossen. Bedingung ist, daß die Arbeit zum erstenmal erscheint.

Die Auswahl unter den Werken, die am Wettbewerb teilnehmen, wird durch ein Preisgericht vollzogen, bestehend aus der Redaktion der „Hartungschen Zeitung“, die sich dabei auf Mithilfe und Rat namhafter ostpreußischer Schriftsteller stützen wird.

Der „Hartungschen Zeitung“ bleibt das Recht vorbehalten, auch einzelne der nicht preisgekrönten Arbeiten zur Veröffentlichung zu erwerben.

Alle näheren Festsetzungen des Preisausschreibens werden am 1. Januar 1914 bekanntgegeben.

Wir wünschen, daß unsere Anregung sich dem heimischen Schrifttum föderlich erweise, und daß dabei zugleich unser Leserkreis den literarischen Gewinn finden möchte, den man sich von der Pflege bodenständiger Eigenart versprechen darf.

Wir hoffen, daß es an geeigneten Werken nicht fehlen wird, und bemessen den Zeitraum zwischen dieser unserer Aufforderung und der Veröffentlichung überdies auf ein volles Jahr, damit auch die Beteiligung von neuen Autoren ermöglicht wird, die durch die Gelegenheit erst zur Verwirklichung vielleicht schon vorhandener Pläne veranlaßt werden.

Königsberg, vor Weihnachten 1913.

Die Königsberger Hartungsche Zeitung.

Die Krise, ihre Ursachen und ihre „Lösung“.

Von Ludwig Sochaczewer.

Der Kanzler ist von Donaueschingen zurückgekehrt. Die Meldung, daß er sein Demissionsgesuch in der Tasche gehabt habe, hat er dementieren lassen. Auch der Statthalter, von dem man schon bestimmt zu wissen glaubte, daß er so amtsmüde wie nur denkbar sei, ist einstweilen auf seinen Posten zurückgekehrt. Und die „Lösung“, die der Kaiser und seine Ratgeber gefunden haben, soll darin bestehen, daß das Regiment 99 von Zabern weggelegt wird — was unter Umständen auf eine Bestrafung der Bevölkerung von Zabern hinausläuft — und das Verfahren gegen die Rekruten beschleunigt werden soll. Eine Krisis aber hat nach der offiziösen Fiktion überhaupt nicht bestanden.

Und doch kann kein Mensch bestreiten, daß die Dinge bis zu einer Krisis gediehen waren, daß wir uns noch in diesem Augenblick im innersten Wirbel einer solchen Krisis befinden. „Die Stunde ist nicht etwa ernst deshalb, weil meine Stellung gefährdet wäre, nicht etwa deshalb, weil Sie ein Mißtrauensvotum gegen mich beantragt haben und beschließen werden, deshalb ist die Stunde nicht ernst, sondern deshalb, weil sich die Gefahr aufgetan hat, daß eine Kluft zwischen Armee und Volk geschaffen werde“. Also hatte noch am Donnerstag Nachmittag, wenige Stunden vor seiner Abreise nach Donaueschingen, Herr Theobald v. Bethmann Hollweg selber im Reichstag erklärt. Kaum fünf Monate vorher, am 28. Juni hatte derselbe Kanzler in einer Polemik gegen die Sozialdemokraten in der 3. Lesung der Wehrvorlage eine Definition des Wortes „Militarismus“ gesucht und dabei von dem engen Zusammenhang gesprochen, der gerade in Deutschland zwischen Volk und Heer bestehe, von dem selbst in sozialdemokratischen Kreisen tief eingewurzelten Bewußtsein dessen, was Deutschland seiner Armee verdanke. „Das deutsche Volk erkennt in der Ehre der Armee seine eigene Ehre“, so hatte er mit starker Betonung und unter dem stürmischen Beifall allerbürgerlichen Parteien ausgerufen. Wie konnte ein Denker wie Bethmann Hollweg entgegen seiner eigenen Versicherung in so kurzer Frist vom Optimisten zum Pessimisten werden? Warum hat er nicht sich und dem Reichstag die Frage nach den Ursachen vorgelegt und beantwortet, die so mit einem Schlage eine so gefährliche Kluft erscheinen lassen?

Hier, in diesen Gegensätzen zwischen Heer und Volk, liegt der Kern einer nicht abzuleugnenden tatsächlichen Krise, einer Krise, die dadurch nicht weniger ernst wird, daß den halb traurigen halb lächerlichen Anlaß dazu die „Entgleisungen“ eines unreifen jungen Herrn, eines eben aus dem Ei gekrochenen Zaberner Leutnants gegeben hatte. Gerade demjenigen, der versucht, die Entwicklung dieser Dinge ruhig, leidenschaftslos und nüchtern zu erforschen und zu betrachten, bietet sich ein seltsames aber außerordentlich bezeichnendes Bild. Der Kanzler, an dessen Ehrlichkeit und dessen gutem Willen während seiner ganzen Amtstätigkeit auch der politische Gegner nicht zu zweifeln vermochte, warnt vor der „Ueberempfindlichkeit der elsaß-lothringischen Bevölkerung“. Dabei hat sich gezeigt, daß weit empfindlicher und

---

Es gibt Naturen, die durch das groß sind, was sie erreichen, andere durch das, was sie verschmähen. H. Grimm.

Berliner Konzerte.

Die Bußtagswoche gehört den Chorkonzerten und fast alle nennenswerten Vereinigungen traten auf den Plan. Gleich der erste Streich war der gewaltigste, nicht mehr zu überbieten. In der Karwoche war es mir durch die leidige Häufung der Veranstaltungen nicht möglich gewesen, der Aufführung der strichlosen Matthäuspassion durch Siegfried Ochs und seinen Philharmonischen Chor beizuwohnen. Diesmal durfte es nicht umgangen werden. Ich will gestehen, daß ich, da über die Wiedergabe seinerzeit die widersprechendsten Meinungen geäußert waren, etwas skeptisch hineinging; auch die ganze Aufmachung, zwei Konzerte, Mittags 12 bis 2 Uhr und Abends 7 bis 9½ Uhr, mit dazwischen gelegten Kaffeerendezvous bei Hilbrich und so, konnte stören. Doch alle Bedenken stellten sich nur als angeborene Philisterei heraus: mea culpa. Denn kurz gesagt: 1829 entdeckte der „Judenjunge“, wie er sich selbst spottend nannte, Felix Mendelssohn, die Matthäuspassion für die musikalische Welt, und gab sie, für seine Zeit, vorbildlich. 1913 jedoch gab der ebenfalls nicht-arische Siegfried Ochs, dieses christliche Werk in der Auffassung der heutigen Zeit, die uns nun genau wie jene damals vor achtzig Jahren, grundlegend scheint für alle Zeiten. Ohne es natürlich zu sein, falls Ibsen recht hat, daß eine Wahrheit kaum ein Menschenalter lebe. Jedenfalls wurden aber erschütternde Wirkungen erzielt. Einen großen Anteil daran hatte der unter den zahlreichen Solisten als Persönlichkeit hervortretende Meschaert, der den Christus sang. Er betonte durchaus der Tendenz des Matthäusevangeliums gemäß mehr die menschliche Seite des göttlichen Propheten und fand für das Ringen, Zweifeln und Verzweifeln eines dem Tod geweihten und ihn doch letzten Endes fürchtenden Menschen ergreifende Töne. Man wird in den nächsten Jahren in Berlin kaum groß was hören können, als diese meisterhafte Wiedergabe des Leidens und Sterbens Jesu Christi.

In die Zeit der ersten Christen führte der Pfannschmidtsche Chor mit „Quo vadis“, dramatische Szenen für Soli, Chor, Orchester und Orgel, von Felix Nowowiejski. Vier lose aneinandergereihte Bilder dem mir persönlich gräßlichen Roman Sienkiewicz' entnommen, werden textlich nicht ungewandt geschildert, der Brand Roms, die Wut des Volkes gegen die Christen, ein Gottesdienst in den Katakomben und die Erscheinung Christi. Der Chor beendet das Werk durch eine riesige Doppelfuge. Von der Musik des überaus häufig preisgekrönten Komponisten (man wird bald nicht mehr an Preisträger glauben, man hat deren schon zu viele versagen sehen) zu sprechen, bereitet ein wenig Verlegenheit: sie ist kaum zu loben noch abzulehnen. Gut gemacht von einem Bruchschüler, klingt sie doch oft etwas roh; ans Herz greift nichts. Man bleibt kalt, weil letzten Endes die Persönlichkeit fehlt, der irgend etwas uns Berührendes eingefallen wäre. Die Wiedergabe war gut, die Solisten, mit Ausnahme der Dame, wirkten leider auf die Lachmuskeln. Trotz allem hatte ich die Empfindung eines großen Publikumerfolges, wenn auch die Kirche den Ausbruch des Beifalls zurückhielt. — Die Dritte in dieser Reihe sei die Singakademie. Sie brachte „Das Tränenkrüglein“, eine Legende für Soli, Chor, Klavier, Harmonium und Harfe ihres Dirigenten Georg Schumann zum ersten Male hier zu Gehör, nachdem das Werk bereits vorigen Winter in Groß-Lichterfelde seine erfolgreiche Uraufführung erfahren hatte. Der damals geäußerte Wunsch, das Werk zu instrumentieren, ist soweit in Erfüllung gegangen, als der letzte Chor mit Orchester gesetzt ist und nun doppelt schön wirkt, da er an sich schon das Ganze an Gehalt übertrifft. Ueberhaupt liegt der Schwerpunkt des Werkes in den Chören. Durch die Mitwirkung der Orgel gewann es noch merklich, Harmonium bleibt doch immer ein Surrogat für den Hausgebrauch und für die Chorbegleitung hinter der Bühne. Etwas Schiefes wird das Werk, ja durch die allzu dramatische Behandlung des lyrischen Stoffes immer behalten, es bleibt aber so vieles Reizvolle übrig — schon Kürze tut wohl —, daß eine Weiterverbreitung dieses für mein Empfinden weit gelungeneren Chorstückes, als es etwa das Oratorium „Ruth“ desselben Komponisten ist, zu wünschen wäre. Von den Solisten war nur Fräulein Leisner dieselbe, wie voriges Jahr: denn Senius hat, obwohl es so viele Tenöre gibt, Freund Hein abgeholt. Das Mozartsche Requiem folgte, dessen confutatis mich wie stets am stärksten ergriff, weil es den sterbenden Meister mit dem Blick auf das gelobte Land neuartiger Harmonieverbindungen zeigt.

Auf meiner Fahndung nach Novitäten geriet ich in den Abend der Zeocik-Quartettisten, die „Lebenslenze“, dreiteiligen Zyklus für Quartett und Klavier op. 5 ihres Landsmannes V. Stepán (der den Klavierpart außerordentlich schön spielte), mitbrachten. Ich glaube, das Werk wird untergehen wie alle Kammermusik unserer Zeit, die mehr im Fluß ist als jede andere Musikgattung, die Neues zu schaffen strebt. Greifbarer in der Form und plastischer in den musikalischen Gedanken als manches zeitgenössische Werk, steht es etwa zwischen Schönberg und Debussy und trägt mit bei, die Grenzen der Tonarten gegeneinander zu verwischen. — Richard Strauß gab sich im dritten Konzert der königlichen Kapelle etwas schwach. Zur tragischen Ouvertüre von Brahms hat er kein rechtes Verhältnis; näher liegt ihm schon die Genovefa-Ouvertüre von Schumann. Das interessante Vorspiel zu Berlioz „Beatrice und Benedikt“ bildete den wohlgelungenen Uebergang zum Zarathustra. Die Werke Straußens nehmen bei zunehmender zeitlicher Distanz eher an Kompliziertheit ab, wie dies auch beim „Heldenleben“ zu bemerken war in dem zweiten der vier Konzerte, welche der prachtvolle Max Fiedler veranstaltet, wenn dies Stück Programm-Musik auch entschieden zu lang ist und vieles nicht so herauskommt (die Violinsoli gaben kaum das gewünschte Bild und die Themenverarbeitung mit Benutzung der früheren Werke wird oft nicht deutlich), wie es gedacht ist. Mischa Elman, der das Brahmskonzert zergeigte, ist wieder einmal einer der vielen Beweise, daß aus Wunderkindern oft nur Normalmenschen werden.

Von Solisten lockte mich Ansorge. Aber ich weiß nicht: war mein Schnupfen (obligat im November) schuld, oder war Ansorge nicht so in Stimmung, kurz und gut, die F-moll-Sonate von Brahms gefiel mir nicht so wie sonst. Gerade Ansorge ist ja so von Stimmungen abhängig. Dagegen hatte die Philharmonie noch einen großen Tag: Mattia Battistini. Ich schreibe nicht gerne über Berühmtheiten; weil so oft wenig dahinter steckt. Aber vor dieser Gesangskunst steht der Deutsche starr. An rein Technischem scheint er mir noch größer als Caruso. Wie Battistini, dem (angeblich) im siebenten Lebensjahrzehnt Stehenden, die Stimme vorn auf den Lippen sitzt, so daß man glaubt, jeden Ton greifen zu können, wie er mit seiner Stimme spielt, jongliert kann man beinahe sagen, wie er den Ton beliebig moduliert, anschwellen läßt, mit einem Ruck nach unten abschließt — nun, ich könnte noch viel sagen. Aber ich äußerte bloß zu einigen Gesangsschülern, die da waren: Kinder, gebt's auf; ergreift einen anständigen Beruf! Das Wundervollste an Vortrag war wohl Paisiellos bekanntes „Nel cor più non mi sento“, und die Ansprache Wolframs aus „Tannhäuser“, italienisch gesungen. Und dann noch der Prolog aus „Bajazzo“. Und dann noch — ich schwärme wie ein Mädchen vom Tenor. Der Abend hatte einen lustigen Auftakt. Ein Wiener Kapellmeister, Dr. Hans Pleß, machte zu Anfang die große Leonoren-Ouvertüre. Auf den Gesichtern der Philharmoniker lagerte breites Grinsen. Als es aus war, zischte man heftig. Denn der Doktortitel entschuldigt doch wirklich nicht alles. — Und dann sang er wieder. Na ja, Kinder, gebt's auf!

Oskar Guttmann.

weit nervöser als die Elsässer, die sich in der ganzen Affäre doch eigentlich, bis zu den Straßenjungen hinunter, relativ selbstbeherrscht und geduldig gezeigt haben, die Offiziere gewesen sind, vom Leutnant v. Forstner, über den Oberst v. Reutter hinweg, bis hinauf zu dem kommandierenden General und zum Kriegsminister. Zweifellos wäre der „Rock des Königs" vor Schimpf und Schande besser gewahrt gewesen, hätte sich nicht das Militär, aus einem für ernste Männer geradezu unbegreiflich erscheinenden Eigensinn und Trotz heraus, zu einer sich immer steigernden Reihe von Provokationen verleiten lassen. Der Leutnant, dem ein solches Mißgeschick und eine solche Entgleisung widerfahren, zieht sich nicht bescheidentlich zurück, sondern trotzt, mit Bajonetten und Revolver, der Oeffentlichkeit. Der Oberst, der schon den Abschied in der Tasche hat, wird zurückgerufen und sucht, was er vorher an Energie hat vermissen lassen, nun durch die Proklamation und Durchführung einer militärischen Diktatur über die Köpfe der Zivilbehörden hinweg und gegen ihren Willen wett zu machen. Der kommandierende General stärkt dabei dem Oberst den Rücken und setzt sich wie jener zur örtlichen Polizeiverwaltung, so seinerseits in schroffsten Gegensatz zur Landesregierung und zum Statthalter. Der Kriegsminister endlich erklärt, während der Reichskanzler, wenn auch nur gleichsam sub rosa, die Ungesetzlichkeit des militärischen Vorgehens am 28. November zugibt, seinerseits, daß das Militär zum Schutze seiner Angehörigen gegen Straßenjungen und Handwerksburschen unter Umständen auch vorgehen dürfe ohne Rücksicht auf Gesetz und Recht.

Es ist notwendig, diesen Tatbestand immer wieder herauszuarbeiten, wenn man die Zustände, die Entstehung des Konflikts und die Schwere des Konflikts erkennen will. Herr v. Bethmann Hollweg hat sich in seiner Donnerstagsrede mit einer fast ergreifenden Leidenschaftlichkeit und Erregung gegen den Vorwurf gewandt, wir hätten eine Nebenregierung. Zu Eulenburgs Zeiten sprach man von der Nebenregierung in Liebenberg, und die Geschichte lehrt, daß dort so mancher Kanzler und mancher Minister geboren und gestürzt wurde. Heute kann man vielfach die Meinung hören, daß gewisse Einflüsse auf den kaiserlichen Herrn in Donaueschingen, wo auch diesmal die „Entscheidung", wenn man sie so nennen darf, gefallen ist, ihren Sitz haben. Zum Thronfolger sollen Fäden von Januschau hinüberleiten. Eine Nebenregierung für sich aber, an deren Existenz noch niemand ernstlich gezweifelt hat, ist das Militärkabinett, sei es, daß es mit dem Kriegsminister, sei es, daß es gegen den Kriegsminister handelt. General v. Deimling ist eine Woche vor dem Kanzler in Donaueschingen gewesen. Er hat sicher genau gewußt, was er tat und tun durfte, und wenn er jetzt nachträglich rektifiziert und in einer Kabinettsorder angehalten worden ist, auch seinerseits auf die Wiederherstellung der „Harmonie" hinzuarbeiten, so wird er wissen, daß daran höchstens ein vorübergehender — Wetterumschlag schuld ist, daß die Sonne des Militärkabinetts nicht untergeht in den Reichen Wilhelms II.

Diese Dinge, und nur sie allein haben es bewirkt, daß aus einer an sich, wie gesagt, lächerlichen Bagatelle eine innere Krisis erwuchs, die die Ruhe unseres Volkes bedroht, die Freude dieses Volkes am Heer, das Vertrauen zum Heer und vor allem unsern guten Ruf dem Ausland gegenüber. Diese Dinge allein, nicht die „hetzerischen Uebertreibungen der Presse", wie der Kriegsminister so völlig verständnislos behauptet hat. Die Existenz der Presse hätte Herr v. Falkenhayn höchstens verantwortlich machen können!

Als der Kanzler am Donnerstag sich an das kaiserliche Hoflager begab, da hatte die innere Krisis ihren Höhepunkt erreicht. Der Karren war rettungslos verfahren, der Kutscher hieb noch einmal heftig auf die Gäule und dann — verließ er ihn! Die Krisis, die, wenn die Offiziösen recht haben, inzwischen bereits „überwunden" ist, ist voll innerer Ironie. Ein Reichstag entzieht dem Kanzler sein Vertrauen, wie ihn willfährliger weder Bismarck noch Hohenlohe noch Bülow gehabt, ein Reichstag, der bis zu diesem Augenblick den Kanzler gegen seinen gefährlichsten Gegner gestützt hatte: die agrarisch-reaktionäre Fronde! 300 Abgeordnete stimmen für ein Mißtrauensvotum, darunter geschlossen auch die nationalliberale Partei, und für den Kanzler votiert nur das Häuflein um Heydebrand, das seit dem Wahlreformversuch in Preußen, seit der Erbschaftssteuerdrohung und seit der großen Auseinandersetzung zwischen Bethmann und Heydebrand in der Marokkoaffäre (am 9. November 1911) nur auf den Moment gewartet hat, diesem Kanzler ein Bein zu stellen. Die elsaß-lothringische Frage ist es, die zu dem Konflikt geführt, ausgerechnet die elsaß-lothringische Frage, um deren Lösung im Sinne einer Versöhnung der Stämme sich kein Kanzler solche Verdienste erworben wie Herr v. Bethmann Hollweg. Vor allem aber wäre der Kanzler um ein Haar am Militarismus gestorben, derselbe Kanzler, der vor wenig Monden die größte Militärvorlage seit dem Bestehen des Reiches durchgesetzt hat, durchgesetzt hat mit einer überwältigenden Mehrheit desselben Reichstags, der ihm gestern den Rücken gekehrt.

Nun hat der fünfte Kanzler einen neuen „Sieg" erfochten. Hoffentlich darf er sich dieses Sieges länger erfreuen, wie sein Vorgänger Fürst Bülow nach dem Novembersturm. Aber die Krise und ihre Ursachen — darüber darf sich der Reichstag und darf sich das Volk nicht im unklaren sein — bestehen weiter. Ueber das persönliche und militärische Regiment wird schließlich jeder Kanzler über kurz oder lang einmal stürzen, und dieses persönliche und militärische Regiment ist schuld daran, daß die Kluft, von der der Kanzler am Donnerstag gesprochen, wie wir fürchten, sich nicht so bald schließen, vielleicht sogar je länger je mehr erweitern wird.

Ministerkrise und Börsenmanöver.

(Pariser Brief der „Hartungschen Zeitung".)

Eine Börsenkrise, keine politische, hat der Sturz Barthous eröffnet, so könnte man glauben, wenn man die große Pariser Presse durchsieht. Die Hochfinanz hat eine scharfe Kampagne begonnen, um Caillaux, den Sieger, aus dem Wege zu räumen, ein neues gemäßigtes Ministerium durchzusetzen und die große Anleihe mitsamt der fetten Kommission und der Garantie der Steuerfreiheit auf die Rentencoupons zu erhalten. In den Morgenstunden am Mittwoch erfuhr man, daß ein Versuch gemacht werden sollte, den Rentenkurs um 5 Francs zu drücken, was eine wahre Panik zur Folge gehabt haben würde. Dies Manöver ist nicht geglückt, obschon Caillaux selbst, der der Vertrauensmann mancher mit Auslandswerten arbeitenden Banken ist, zur Jagd gefahren war und sich nicht um das Spekulationsfieber kümmert. Gleich bei Beginn der Börse wurde die Baisseaktion durch einen Riesenankauf von 400 000 Francs aufgehalten; dieser Ankauf mußte ohne großes Risiko hohen Verdienst einbringen, da der schon vor der Anleihedebatte in der Kammer erreichte tiefe Kursstand nicht von Dauer sein konnte. Knapp um 1 Francs sank der Rentenwert, was bei jeder Ministerkrise der Fall zu sein pflegt und was sehr wenig ist in Anbetracht der ernsten Lage, die durch den Aufschub der vielen Emissionen entstanden ist.

Die Zeitungen veröffentlichen, um Caillaux niederzuschlagen, eine Statistik des Rentenkurses. 1889 betrug er 82,50 Francs, 1890: 91,69, 1895: 101,39, 1897 (10. August): 105,25, 1905: 99,23, 1907 (Einkommensteuer): 93,75, 1910: 97,82, 1911 (Agadir): 93,80, 1912: (Balkankrieg) 89,20, 1913 (zweiter Balkankrieg, Juni): 84 Francs. Als Finanzminister Dumont dann seine große Anleihe ausarbeitete, die Abgabenfreiheit des Coupons für alle Zeiten garantierte und durch mühsame Kulissenschiebung wieder den Kurs in die Höhe trieb, erreichte er die Notierung von 89,25. Am Mittwoch sank die Rente auf 85,10, so daß der Rückgang vom 2. auf den 3. Dezember genau 88 Centimes ausmachte. Der „Matin" versichert, daß das eine der stärksten Baissen wäre, die man seit langem verzeichnet habe, und gibt sich die Mühe, herauszurechnen, daß beim Ausbruch des russisch-japanischen Krieges die Rente nur um 85 Centimes, am Tage von Agadir um 45 Centimes und beim Balkankrieg um 70 Centimes zurückgegangen sei. Insgesamt habe am Mittwoch innerhalb 24 Stunden das öffentliche Vermögen 389 127 151 Francs eingebüßt. Der ganz den Emissionsbanken gewonnene „Matin" sieht voraus, daß, wenn Caillaux' Steuerprojekte auf die Rente durchgehen sollten, der Kurs von 85 auf 80 sinken müßte. Außerdem wäre es unmöglich, die neue Anleihe jetzt noch zu dem Kurs auszugeben, den Dumont vorschlagen wollte: 84,80 (2 Francs weniger als die Rente kotiert wurde: 86,80). Für die 1300 Millionen bei dieser Emission hätte man jährlich 45 990 566 Francs Zinsen zu zahlen; jetzt, wo die Rente auf 85,10 stünde, werde man die neue Anleihe zu ungefähr 83 Francs auflegen müssen, wonach der Staat jährlich 48 976 632 Francs an Zinsen zu verausgaben habe; somit habe das Votum der Kammer die zukünftigen Budgets um jährlich 986 066 Francs belastet.

Also Caillaux ist als Ministerpräsident unmöglich: die Rente, die teure, ist in Gefahr! So argumentiert man in den Börsenkreisen . . ".

—cl—

*

Paris, 6. Dezember. Auch Jean Dupuy lehnte auf Grund der Besprechungen mit führenden Parlamentariern die Bildung des Kabinetts ab.

Deutsches Reich.

f. **Konservative Heerschau in Danzig.** Am Freitag Abend hielten die westpreußischen Konservativen in Danzig, wie uns geschrieben wird, eine große Heerschau ab, wozu sie sich nicht weniger als fünf Redner verschrieben hatten, u. a. auch den Grafen Westarp, der aber nicht gekommen war, sodaß man sich mit vier begnügen mußte. Der Clou des Abends war Herr v. Oldenburg-Januschau, der, nachdem Rechtsanwalt Wannow-Zoppot, Landtagsabg. Generalmajor z. D. v. Titzurth und Landtagsabg. Conradt-Breslau längere Vorträge gehalten, eine seiner in konservativ-bündlerischen Kreisen so beliebten reaktionären „Saft- und Kraftreden" vom Stapel ließ.

Herr v. Oldenburg meinte zunächst, daß er sich etwas zurückgezogen habe vom politischen Leben. (Allerdings, wie man weiß, sehr unfreiwillig. D. Red.) Dann kam er alsbald auf die Kandidatenfrage für den Wahlkreis Rosenberg-Löbau zu sprechen und äußerte, er habe in den Zeitungen gelesen, daß er aufgestellt werden solle. Er wisse davon nichts, er glaube auch nicht, daß seine Freunde das tun würden, denn er eigne sich nicht für einen Kompromißkandidaten. (Beifall.) Auch wenn ihm alle Garantien geboten würden, daß er mit allen Stimmen, auch denen der Polen, gewählt werde, er würde für kein Geld kandidieren. Das parlamentarische Leben sei ihm immer schauderhaft gewesen, nur einen Reiz habe es gehabt, das Bewußtsein, sich eine Anzahl Freunde geschaffen zu haben, die mit ihm gekämpft haben durch dick und dünn. Und wenn noch einmal eine Wahl kommen sollte, könne er nicht sagen: ich fechte nicht mehr, denn er habe gewisse Verpflichtungen gegen seine Freunde, aber nur im Wahlkreise Elbing-Marienburg. Vor seiner Zusage werde er aber erst zum Doktor gehen und diesen befragen, und wenn dann alle Bedingungen erfüllt seien: Na, dann feure ich noch einmal! (Stürmischer Beifall.) Nun nahm sich Herr v. Oldenburg den Reichstag vor und verdammte ihn, da er bei Erledigung der Wehr- und Steuervorlagen im Sommer so wenig Respekt vor dem Portemonnaie der Besitzenden gezeigt habe, in Grund und Boden. Zur gegenwärtigen Krise meinte der Januschauer: Der Reichstag ist souverän und beschließt mit einer riesigen Majorität ein Mißtrauensvotum gegen den Reichskanzler. Und was nun? Entweder sagt Bethmann Hollweg: Das ist mir Wurscht, oder er schluckt die Pille; aber er schluckt sie nicht, und was machen sie denn? Sie werden dem Reichskanzler das Gehalt verweigern und den Etat ablehnen. Es entsteht dann die Unbequemlichkeit, den Reichstag aufzulösen, indessen bis zur Auflösung wird es wohl kaum kommen. Ich würde das vor allen Dingen bedauern, wenn jetzt eine Auflösung käme, denn er hat sich bis jetzt noch lange nicht genug blamiert! In diesem Stil ging es weiter zum großen Vergnügen seiner beifallsfreudigen Zuhörerschaft.

Zum Schluß wurde Herr v. Oldenburg pathetisch und flehte den „Herr Gott im Himmel" an, er möge die deutsche Kaiserkrone kampfbereit machen gegen diesen für jeden Rückschrittler geradezu entsetzlichen Reichstag!

Amtliches Material zur Frage der Arbeitslosigkeit. Dem Reichstag ist ein Band statistisches Material zur Frage der Arbeitslosigkeit zugegangen, das im Reichsamt des Innern zusammengestellt ist. Es gibt zunächst genaue Uebersichten über den Arbeitsmarkt, den Beschäftigungsgrad und die Arbeitslosigkeit in Deutschland und zum Vergleich in England, Frankreich, Belgien und den Niederlanden. Ein weiterer Abschnitt behandelt die Arbeitslosigkeit im Baugewerbe nach gewerkschaftlichen Zählungen.

Ebenfalls für das Baugewerbe sind die Arbeitslosigkeit und die Krankenunterstützungen auf Grund der Statistiken von Betriebskrankenkassen und Innungskrankenkassen ermittelt. Ein wichtiger Abschnitt der Denkschrift ist der über die ausländischen Arbeiter auf dem deutschen Arbeitsmarkt. Hier sind die Ergebnisse der Volkszählungen, der letzten Berufszählung, der Aufnahmen durch die Landratsämter, die Feststellungen der Feldarbeiterzentrale und der Landwirtschaftskammern verwertet. Nach den Verbandsstatistiken der Arbeiterverbände sind die Aufwendungen für die Arbeitslosenunterstützung im vergangenen Jahr ermittelt, und zwar der freien Gewerkschaften, der christlichen Gewerkschaften und der deutschen Gewerkvereine. Den letzten Abschnitt der Denkschrift bilden Nachweisungen über Warenhandel, Produktion und Preise. Einen besonderen Abschnitt bildet eine Darstellung der Kohlenproduktion Deutschlands in den Jahren 1907 bis 1912 und in den einzelnen Monaten des laufenden Jahres.

Schließlich sind auch für jeden Monat des laufenden Jahres die Großhandelspreise für Metalle und Steinkohlen nach Ermittelungen des kaiserliche Statistischen Amts und die Diskontsätze der hauptsächlichsten Notenbanken Europas in den Jahren 1908 bis 1913 dargestellt. Unter den Anlagen findet sich für die wichtigsten Industrien eine Uebersicht über die Lage des Arbeitsmarktes in jedem Monat des Jahres 1913.

Geheimrat Prof. Anschütz über die Vorgänge von Zabern. Der bekannte Staatsrechtslehrer an der Berliner Universität, Geheimrat Prof. Dr. Anschütz, sprach, wie die „Voss. Ztg." berichtet, vor einem überfüllten Auditorium der Universität über die Vorgänge von Zabern. Es handele sich um die Frage, wie weit das Militär befugt wäre, Polizei zu spielen und in die Kompetenz der Zivilbehörden einzugreifen. Nach preußischen Vorschriften, die nach Artikel 61 der Reichsverfassung auf das ganze Reichsgebiet Anwendung finden, könne man etwa folgendes sagen:

Das Militär ist nicht dazu da, um innere Unruhen zu unterdrücken. Es kann nur ausnahmsweise und auf Requisition der Zivilbehörde dazu ermächtigt werden. Ausnahmegesetze hierüber gibt es nicht. Wenn sich daher ein bewaffneter Haufen auf der Straße bildet, ist das Militär nicht etwa berechtigt, ihn zu zerstreuen, sondern es kann dies nur tun, wenn es hierzu durch die Zivilbehörde ermächtigt ist. Man hat sich darauf berufen, daß es in Elsaß-Lothringen ein Gesetz über die Vorbereitung des Kriegszustandes vom 30. Mai 1892 gebe, wonach jeder selbständige militärische Befehlshaber den Kriegszustand erklären könne. Hiernach müßte aber sofort nach Erklärung des Kriegszustandes die Zivilbehörde hiervon benachrichtigt werden und dem Kaiser ein Erlaß hierüber anheimgestellt werden. Solches ist aber in

---

Fernweh.

58] Roman von **Anna Behnisch-Kappstein.**

(Nachdruck verboten).

(Fortsetzung.)

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Arzt kam gegen Morgen wieder und verlangte, daß der Verunglückte mit dem Frühdampfer nach Balholm in ein bequemeres Zimmer gebracht werde. Er forderte eine zuverlässige Begleitung. „Die deutsche Dame, die mit Nachtwache hielt — seine Schwester, sagt Herr Larsen — fährt wohl mit?"

Ragnhild vermied den Bescheid. „Er wird gut versorgt sein," sagte sie nur.

Lisa antwortete auf Ragnas Frage tonlos: „Ich will ihn nicht begleiten, es müßte denn sein, daß auch die Konsulin mitkommt. Ich fürchte mich vor Eilert Larsen."

Aber die Konsulin hatte ihren Migränetag und wünschte nicht, sich mit brenzligen Dingen zu befassen.

So entschloß sich Ragna, das Amt zu übernehmen. Darauf ging Larsen, während sie in Lisas Stübchen den Anzug wechselte, in das Krankenzimmer. Nun lagen die Beziehungen wieder klar; nun gelang es ihm, den Grimm herunterzuschlucken und sich das Maß von Höflichkeit abzuringen, das man einem Kranken nicht weigern kann. Und wie er das prächtige Menschengewächs gefällt in den Kissen liegen sah, kippte seine Gutmütigkeit zum herzlichsten Mitleid um.

Unten stellte man eine Tragbahre bereit; doch Eisenbrecht, als er sie durchs Fenster bemerkte, reckte die Glieder, daß die Knochen knackten und er im Schmerz das Gesicht verzog, sprang mit einem gewaltigen Ruck hellwach vom Lager und rief: „In das Ding da wollt Ihr mich einsargen? Zum Schaustück aller Sommerfrischler? Wer ist denn so verrückt, das auszuhecken?"

Larsen packte voll Entsetzen zu. War das Fieber so hoch gestiegen, daß er nicht mehr zu bändigen war?

Aber Eisenbrecht schüttelte ihn ab. „Lebendig kriegt Ihr mich da nicht hinein! Was starren Sie mich denn an wie einen Geist? Ueberhaupt, was soll dies Getu' und Gehabe? Sehen Sie mich doch an, wie fest ich auf den Beinen stehe!" Doch er wurde bleich wie Linnen, während er sich anstrengte, auf einem Punkt zu verharren, indes die Zimmerwände sich um ihn drehten.

„Aber Professor, haben Sie denn vergessen, was mit Ihnen geschah?"

„Den kleinen Unfall meinen Sie? Na ja, die Hand tut weh und die Stirnschramme auch. Aber davon macht man doch kein Aufhebens. Diese ganze Krankenstube nebst Zubehör haben wieder mal die Weiber inszeniert, scheint mir. Also, Larsen, müssen wir Männer zusammenhalten. Helfen Sie mir mal in meine Sachen, oder ich sage wie Gregorij Alexandrowitsch: zieh ich Dullich, werd ich schrecklich. So — so — so — und dann nehmen Sie mich unter den Arm und ich gehe aufrecht wie Sie zum Dampfer."

Der Norweger wußte zwar nicht, ob er diesen Leichtsinn verantworten konnte, doch er war ihm lieb.

Als der Arzt seinen Patienten abholen wollte, blieb er sprachlos in der Tür stehen. „Mann, sind Sie des Teufels?"

„Verzeihen Sie, werter Doktor, aber ich möchte Sie zum Teufel schicken."

Doch der gelehrte Herr verstand keinen Spaß. Mit beleidigter Miene untersuchte er Kopf und Handgelenk, fühlte den Puls und maß das Fieber. Als er entgegen seinen eigenen Befürchtungen feststellen mußte, daß das Befinden sich über Nacht erheblich gebessert, und Rudolf zu all seinen Hantierungen ungläubig lächelte und auch beim Verbandwechsel sich keine Schwäche anmerken ließ, erklärte er, von weiterer Behandlung abzustehen; denn ein Arzt, dem man mißtraue, könne auch nicht heilen.

So war es Rudolf gerade recht.

Zwischen Larsen und Ragna ging er zur Landungsstelle. Unterwegs fiel ihm ein, daß er Lisa Dank und Abschiedsgruß schuldig war. Da gedachte er ihres Morgenkusses, der wie ein Traum in seinem Hirn lebte, und sagte sich: das wird ihr der liebste Abschied gewesen sein.

Vom Himmel regnete ein Rosenstrauß und fiel entblätternd zu seinen Füßen. Ragna bückte sich danach und drohte mit dem Finger: „Sie haben viele Freundinnen, lieber Professor."

Der Strauß war mit einem blauen Schleiferfetzen umwunden.

Rudolf lächelte, wendete den Kopf und suchte die Hotelfenster im oberen Stockwerk ab. Im Rahmen einer Veranda erschien ein dunkler, unfrisierter Mädchenkopf und ein weißes Nachtgewand flatterte.

Der Scheidende winkte hinauf, und ein Paar sehnsüchtige, trauervolle Augen folgten dem Schiff, bis es um eine Felsbiegung verschwand.

„Schöne Unbekannte," dachte Rudolf, „auch Du bist nicht Original. Wo hab ich doch vor kurzem die gleiche Szene erlebt, nur daß die Rose damals gelb war, und Dein Strauß ist rot . . .? Die gelbe Rose zertrat ich, aber Deine Blumen will ich ehren." Plötzlich sah er den Comer-See vor sich und ein altjüngferliches Vogelgesicht überm kornblumenblauen Tuch; dann erblickte er seine Mutter, die ihn erwartete — mit warmem Kaffee und Bratäpfeln in der Ofenröhre, ihren kleinen Rudi, wenn er aus der Schule kam. . . . Es quirlte doch ein wenig hinter seinem Schädel, und er fühlte seinen Puls arbeiten. Auf dem Dampfer sank er in den erstbesten Stuhl und schloß die Augen.

Larsen fuhr bis Balholm mit und von da nach Bergen. Er fühlte sich unbedingt veranlaßt, in seiner Fabrik nach dem Rechten zu sehen. Mit jedem Knoten, den das Schiff machte, fand er sich mehr zu seinem Gleichgewicht zurück; nur seine törichte kleine Braut, die ihn doch so rührte, hätte er nicht wiedersehen können.

Eine Stunde später fuhr ein zweites Schiff ab. Lisa Eisenbrecht bestieg es. Plötzlich war ihr eingefallen, daß Rudolf heute beim Kaiser zur Tafel befohlen war und daß niemand daran gedacht, den Grund seiner Verhinderung auf der „Hohenzollern" zu melden. Wenn Majestät ungnädig würde und sein Wort nicht für Rolfs Berufung durch die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft einlegte? Zwar, was ging das sie an? Aber konnte sein Glück ihr jemals gleichgültig werden? Also erbat sie Urlaub für die kurze Fahrt. Daraufhin wurde sie von ihrer Dame mit vollem Gehalt entlassen; denn Frau Konsul hatte schnell bemerkt, daß der Aquamarin an ihrer Hand fehlte, forschte sie aus und war der Meinung, daß eine junge Dame von so wankelmütigen Gefühlen keine passende Gesellschaft für sie sei.

In Balholm war die Kunde schon unter den Leuten, daß der Forscher Eisenbrecht von einer Lawine begraben worden. Auch auf der „Hohenzollern" wußte man bereits von dem Unfall. Der Kaiser hatte Befehl erlassen, ihm alle einlaufenden Nachrichten sofort zu unterbreiten und seinen Leibarzt mit der Behandlung des Kranken beauftragt, der voraussichtlich von Fjaerland in den größeren und eingerichteteren Ort überführt werden würde.

Als die kleine „Hornelen" anlegte, sammelten sich die Schaulustigen in Scharen am Steg. Doch der alte graubärtige Kapitän hatte seinem leidenden Gast sein Universalmittel gegen jede Unpäßlichkeit, ein Weinglas voll achtzehnjährigen Aquavits, der schon einen Schiffsuntergang mitgemacht hatte und daraus gerettet war, zu trinken gegeben. Die Folge war, daß der Professor aufrecht und mit blinkenden Augen die paar Schritte zu dem großen, schönen Gasthof schreiten konnte, wo schon für seine Ankunft vorgesorgt war.

Alsbald war der kaiserliche Arzt zur Stelle. Er fand, daß die Kopfwunde gefahrlos sei und daß die Schädeldröhnung zwar einige Schonung nötig mache, aber keine bösen Folgen zu befürchten gebe, und daß die Sehnenzerrung am linken Unterarm in ein paar Wochen beseitigt sein werde.

Rudolf frohlockte. „Also keine Bettruhe, keine Pflegerin, kein Medizinschlucken?"

„Nun, die Pflegerin wollen wir nicht so ganz ablehnen. Die Wunde braucht noch Kühlung, und Sie, mein verehrter Herr Professor, bei ihrem Temperament, scheint mir, einige Aufsicht. Wenn wir im Orte eine Krankenschwester fänden . ."

(Fortsetzung folgt.)